

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der weißblaue Herrgott lebt noch . . !

Von Oskar Maria Graf.

I.

Laß dir nichts einreden, lieber Wanderer, der du unser Bayernland und unsere Völkerschaft liebst! Laß Dir nichts einreden von den Verleumdern, die jetzt allenthalben aufstehen und die altberbrachte Frömmigkeit unseres Bauernvolkes in Zweifel ziehen! Merk dir ein für allemal, der alte, weißblaue Herrgott lebt noch und wirkt noch wie ehedem in jedem echten Bauerngemüt.

Wißt du Beweise?! — Hier sind einige:

Ich nehme an, daß du die heilige „Bruderschaft zum dritten Orden“ kennst, die ja heute noch in katholischen Ländern ihren ergiebigen Einfluß auf die Seelen der gläubigen Christen ausübt. Nichts daran ist verblaßt. Heute noch, wie ehedem, kannst du es erleben, wie man gerade bei uns Bauern mit einer geradezu musterhaften Pflchtbesessenheit den Satzungen dieses Ordens nachkommt.

Achtzehn Vaterunser schreibt er vor, der dritte Orden. Achtzehn Vaterunser müssen täglich gebetet werden. Das nimmt gewißlich Zeit. Das will bezwungen werden, wenn man in einem fort so arbeitet, wie wir arbeiten. Aber dennoch — gehalten wird sie, diese Vorschrift. Auf sinnigste Weise wird sie eingehalten. Frage nur einmal so ein Ordensmitglied — sagen wir zum Beispiel, die Redreiterin von Aying, die stets in der Früh um vier Uhr aufsteht und um zehn Uhr in der Nacht todmüde ins Bett hineinsteigt, und die deshalb nur so stüchtig, meist im Stehen, ist — frage sie: „Redreiterin! Jetzt sag mir doch einmal — du arbeitest doch den ganzen Tag und hast überhaupt keine ruhige Viertelstund“ — jetzt sag mir doch einmal aufrichtig, wie kommst denn jetzt du dazu, deine achtzehn Vaterunser zu beten, die dir der dritte Orden vorschreibt . . . ?“

Frage sie, — und antworten wird sie dir, so wie nur ein echtes, katholisch-frommes, bayerisches Gemüt antworten kann: „Tja . . ! . . . Jetzt dös ist quall . . . Ich hab' doch meiner Lebtag einen geregelten Stuhlgang g'habt . . !“

Aus einem unerfindlichen Grunde wirst du vielleicht weiter forschen, was denn die achtzehn Vaterunser mit einem geregelten Stuhlgang zu tun hätten und wirst mit jener Begriffstüchtigkeit des Uneingeweihten den Kopf schütteln.

Und antworten wird sie dir, die Redreiterin von Aying, antworten wieder mit der gleichen echt bayerischen Sachlichkeit: „Tja, mein', wo werd' ich denn bet'n . . ? . . . Auf'n Häuß' halt! Was soll ich denn da sunst macha, wenn ich a so druck? . . . Da geht's doch am leichtesten und nimmt foa Zeit weg . . !“

Wo — so frage ich dich — triffst du auf der ganzen Welt jemals wieder eine solch durchgängige Frömmigkeit, die sich sogar bis in die „Abtritte“ erstreckt . . ?!

Nirgends! — Nur in Bayern.

Die Armschusterin von Weblberg geht sogar mit dem Rosenkranz auf's Häuß' und vielerorts verrichtet man nachts, wenn man zufällig aufwacht und seine volle Blase auslaufen läßt, sein Gebet . .

II.

„Hieft es jede Völkerschaft mit der Frömmigkeit so wie wir, weiß Gott, wir würden vielleicht andere Zustände haben, zum mindesten hätten wir ein stilleres Zusammenleben, es gäbe nicht so viel Mißlichkeiten bei den verschiedenen Verheirateten. Was sind das überhaupt für Zustände, mit welchem Recht treibt man — frage ich — einfach Schindluder heutigen Tages mit der Ehe?! Mit dem heiligen Ehestand?!“

Da lauft er ihr davon, wenn's ihm nicht mehr paßt, — und sie ihm, wenn's ihr gefällt! Grad als ob's kein Herrgott mehr gäb!

Da — christliche Bauernversammlung — da muß ich denn doch schon fragen — weil man in einem fort's Maul aufreißt und gegen unsern Herrgott schimpft — da muß ich denn erscht fragen: Wenn bei jomas der Staat, die Regierung und Gericht und Polizei nichts macht, wem steht's denn dann zu, daß er da sein Maul aufreißt und Ordnung schafft als unsrerer römisch-katholischen Religion und unsern Herrgott . . ?!

So hat neulich der Pfarrer Bohinger auf der christlichen Bauernversammlung ausgeführt und „Gott sei dank“, hat er gesagt, „in unserm Boarntland bei der ländlichen Bevölkerung ist noch wie voreh unserne

Priesterchaft und unser Herrgott beim Zeug und sagen gebieterisch zu die Verheirateten: „Des bleibts beieinand, Mannbilder und Weibsbilder, so wie enk' unser Herrgott und die Kirch' z'amm'bunden hat bei der Eheschließung . . !“

Und recht hat er gehabt, der Pfarrer Bohinger! Bei uns bleibt man beieinander, wenn man einmal geheiratet hat, basta! —

Wenn du von Argelesried über Altkirchen gehst, kommst du nach Asambausen. Dort steht, gleich wenn du in das „Achthäuserdorf“ trittst, schroff an der Kiegeberger Sandstraße, der weißläufige Luffsfingerhof. Du erkennst ihn daran, daß er in der Giebelmitte ein ungefähr meterlanges Kreuz herunterhängen hat, aus dem Hohlraum, den der gebogene Rücken unseres Heilandes hat, hängen zwei weißblaue Fahnen links und rechts herunter.

Der Luffsfinger ist einmal absolut für das Fleren. Er hat seinerzeit bei den Wanan gedient und liebt nichts mehr als unsere Landesfarbe. Gewiß an die vierzig oder fünfzig weißblaue Fahnen und noch so an die zwei Duzend weißblau karierte Wimpel hat er, die er zu jeder Gelegenheit hinaushängt, ohne dabei gerade einer zu sein, der sich sehr viel um die Politik kümmert. Er hat eben — wie man hierzuland sagt — „so keine Sekten“. Er mag ganz einfach sowas Landesfarbiges. Kommt ihm ein Kind, ein Kalb, ein Füllen oder ein Wurf Ferkel zur Welt — sofort merkt du es am Aeußeren des Hauses, da wimpelt's und flattert's, daß es eine wahre Freude ist. Und besonders zu heiligen Zeiten, z. B. Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Fronleichnam usw., kurzum, überhaupt zu Zeiten des religiösen Hochgefühls — ich sage dir, du machst dir keinen Begriff, auf welch sinnige Weise der Luffsfinger von Asambausen Religion und weißblaue Farbe vermengt. Kürzlich hat er sogar den Heiland weißblau angestrichen, erst den, der vom Giebel herunterhängt, und dann alle Hauskreuze. —

Aber davon ist ja eigentlich gar nicht die Rede. Es soll vielmehr an Hand des Peter Luffsfinger vor allem dargelegt werden, was ich eingangs über die Rede vom Pfarrer Bohinger berichtet habe. An Hand des Peter Luffsfinger — jawohl! — soll dir bewiesen werden, lieber Leser, daß — nun ja, hör' dir die Geschichte selber an und mach dir selber einen Schluß daraus . . .

Der Luffsfinger, überhaupt beim Luffsfinger, das sind echt fromme Leute. Der Peter hat vor zirka fünf Jahren, nach dem Kriege, die Monita Rebschner geheiratet. Zwei lebige Kinder waren schon da bei der Moni, aber daran hat sich der Peter nie gestoßen. Die Moni war Magd auf dem Hof und hat sich seltsamerweise von Anfang an für religiöse Uebungen in einem solchen Maße interessiert, daß — der Peter sie nach dem zweiten Wallfahrtsjahre nach Bennoberg geheiratet hat. Kurz darauf hat die Moni ihr erstes eheliches Kind bekommen. Und sinnigerweise hat der Peter zu ihr gesagt: „Heißt man'n Benl.“ Und auf Benno Luffsfinger hat ihn alsdann der Pfarrer Bohinger getauft.

Die Luffsfingerin nun ist ein gar lustiges Ding. Sie versteht viel Spaß, sie lacht dir den ganzen Tag, seitdem sie verheiratet ist. Sie ist nicht etwa eine von denen, die, wenn sie einmal eine gute Partie gemacht haben, von ihren Schwestern nichts mehr wissen will.

„Peter . . , ich meinert . . .“ ist doch besser, mir nehmen meine Schwestern als Dirna (Mägde) . . . , nachher ist man doch mehr unter sich und weiß, wenn man hat,“ hat sie gesagt, die Moni, und hat ihre zwei Schwestern ins Haus genommen. Und der Peter war zufrieden, er ist ein grundguter Mensch, man lebt überhaupt beim Luffsfinger zusammen — du hörst die ganze Woche kein unrechtes Wort.

Lustig ist man und fromm. Die Schwestern von der Moni — eine heißt Marie, die andere Bev — haben von Anfang an mit den Knechten Spaß gemacht und dabei ist auch der Peter manchmal zwischenhinein gekommen. Sie sind Zwanzigerinnen, die beiden Schwestern, stramm gewachsen.

Es verging schieblich und friedlich ein Jahr und noch ein halbes, da ist der Peter seltsam kleinlaut geworden. Er hat sich wieder recht viel um die Religion gekümmert und ist — weil die Moni eben im Kindbett gewesen ist, einmal mit der Marie nach Bennoberg gefahren und dann hat er die Bev einmal ins Schützenfest in die Stadt mit hineingegenommen.

Einmal in der Nacht hat ihn die Moni auch so um die Magdkammer herum gesehen, und seitdem gelacht hat er.

Und seltsamerweise haben die zwei Dirnen an Umfang zugenommen mit jedem Monat.

Resolut, wie nun einmal die Moni ist, hat sie eines Tages zum ersten Knecht gesagt:

„Jetzt geht halt... Jetzt sei halt nicht so, bist ja ein strammer Kerl, geh weiter... es bleibt ja unter uns... und ob ich einen biden Bauch krieg oder net, ist ja gleich... aber übernimms halt die Schuld... ist ja doch a Sausfall, wenn's aufkommt... geh weiter, heut ist der Peter sowieso nicht da...“

Und dann hat sich halt der Oberknecht herbeigelassen. Die beiden sind in die Ch'hammer, haben zuerst ein paar andächtige Vaterunser gebetet und so am Nitternacht, kurz bevor der Peter heimgekommen ist vom Scheibenschießen beim Unterwirt drunten, kurz bevor ist der Knecht aus der Ch'hammer heusgekommen. Die Moni hat gelacht, als der Bauer zur Tür hereinkam.

„Peter,“ hat sie gesagt, „aber einen Maialtar mußt aufstellen in der Feldkapellen draußen... der Irgl übernimmt's alle zwaa, die Bev und die Marie... Laßt es halt nacheinander einmal weg nach Bennoberg mit'm Irgl...“

„hm, hm... no ja,“ erwiderte der Peter nur drauf.

Und dann haben sich die zwei Eheleute wieder vor's Bett gekniet und ein paar Vaterunser gebetet.

Die Marie hat vier Wochen nach der Eimernte entbunden und die Bev am ersten Adventsonntag und der Oberknecht Irgl, der Peter und die Moni haben einen Rosenkranz jedesmal gebetet, wenn es soweit war.

Seitdem, daß der Irgl Vater ist bei den zwei Schwestern, gehört er zur Familie Pufflinger.

Und du kannst dir keinen Begriff machen, wie gern der Peter die zwei Kinder von der Marie und von der Bev hat — und aufs Haar sehen sie ihm gleich, obwohl sie vom Oberknecht sind.

Glücklich und fröhlich und fromm leben die Pufflinger Eheleute zusammen...“

Märkische Eisengewinnung.

Von Johann Charlet.

Die Mark Brandenburg, in der Erzlagerstätten bisher nicht nachgewiesen wurden und wohl auch nicht zu erwarten sind, hat dennoch in früherer Zeit den Bedarf ihrer Bewohner an Eisen selbständig gedeckt. Allerdings war in dem Zeitalter, als es der Mensch noch nicht gelernt hatte, Dampf und Elektrizität zum Treiben seiner Maschinen in den Dienst zu nehmen, der Bedarf an Eisen bei weitem nicht so groß wie heute, auch stellte er an die Eigenschaften dieses Metalls nicht so hohe Anforderungen wie es jetzt der Techniker und Ingenieur tun muß. In der vorgeschichtlichen Kultur Norddeutschlands und damit auch der Mark Brandenburg beginnt die Vorherrschaft des Eisens etwa um 500 v. Chr. Das älteste eiserne Gerät, das bisher in der Mark Brandenburg aufgefunden wurde, ist eine Nähnadel, die sich im Königsgrab von Seddin in der Prignitz befand. Dieses Grab ist das größte Hünengrab nicht nur in der Mark, sondern in ganz Deutschland. Es gehört der jüngeren Bronzezeit an und wurde um 1000 v. Chr. errichtet.

Das Material, aus dem das Eisen der früheren Zeit gewonnen wurde, ist das Raseneisenerz oder der Raseneisenstein. Dieses Gestein besteht aus Eisenoxyd und Wasser und bildet in den Wiesen und Sümpfen weit ausgedehnte Ablagerungen von mehreren Dezimetern Mächtigkeit. Die in dem eiszeitlichen Geschiebemergel und Lehm vorhandenen Eisenverbindungen werden durch das Wasser aufgelöst, fortgeführt und an ruhigen Stellen, wie die Wiesen und Sümpfe sie darstellen, wieder abgelagert. Diese Eisenerzvorkommen, die in der Mark Brandenburg sehr häufig sind, verstand sicher auch der vorgeschichtliche Mensch schon auszunutzen. Allerdings mag zu Beginn der Eisenzeit der Bedarf an eisernen Geräten und an Rohmaterial durch Einfuhr aus dem Süden gedeckt worden sein. Daß aber auch vorgeschichtliche Eisenschmelzen in der Mark bestanden haben müssen, die den märkischen Raseneisenstein verarbeitet haben, beweisen alte Schlackenberge, die an den verschiedensten Stellen des Landes aufgefunden worden sind. Auch in vorgeschichtlichen Urnengräbern hat man Eisenschlacken angetroffen. Nach neueren Forschungen soll auch der Name der Stadt Potsdam darauf hindeuten, daß in der Wendzeit hier eine Eisenschmelze bestanden habe. Der Name soll aus dem Slawischen „Po-estam“, zu deutsch „bei den Eisenschmelzen“ entstanden sein. Da auch aus der Gegend bei Potsdam schon seit längerer Zeit Eisenschlackenvorkommen aus vorgeschichtlicher Zeit bekannt sind, hat diese neue Erklärung des Namens Potsdam vieles für sich.

Nach den Ausführungen von Dr. R. Hude in der „Brandenburgia“ kennen wir die älteste Art des Schmelzprozesses nicht genauer; doch ist anzunehmen, daß unter freiem Himmel in offenen Gruben durch Holzkohlenfeuer bei starkem Winde ohne alle weiteren Hilfsmittel die Erze geschmolzen und nach dem Niederbrennen des Feuers die entstandenen Eisenteilschen ausgeräumt wurden. Später benutzte man gemauerte Herde und schwache Gefläße, die anfangs mit der Hand oder dem Fuß, später durch Wasserkraft in Betrieb gesetzt wurden. Auf diesen Herden wurde der zerstückelte Raseneisenstein mit Holzkohle wechselnd in Lagen aufgeschichtet. Das ausgeschmolzene Eisen rann nach unten und sammelte sich allmählich auf dem Boden der Herdgrube zu einem Klumpen an, „Luppe“ oder „Wolk“ genannt. Diese Herde waren die sogenannten „Rennerde“. Das Vorkommen von Raseneisenerz, Wald, der die Holzkohle lieferte, und fließendem Wasser zum Treiben der Gefläße waren die Voraussetzungen für ein solches Eisenschmelzwerk. Die Wasserkraft wurde dann auch benutzt zum Betriebe von mechanischen Hämmern, die das Luppeneisen handels-

fertig machten. Die ersten „Eisenhämmer“, von denen die märkische Geschichte berichtet, waren solcher Art.

Eine wesentliche Verbesserung des Rempherdes bildete der „Stückofen“, in dem das Erz mehr erhitzt und dadurch besser ausgeschmolzen werden konnte. Man erhöhte die Wände des Rempherdes allmählich, bis ein gemauerter Schacht entstand. Die hintere Wand erhielt ein Loch zum Eintritt der Gebläseluft, in der vorderen Wand befand sich die „Brust“, eine Oeffnung, die mit Lehm verschlossen wurde. In dem Ofen wurde, ebenso wie beim Luppeneisen, abwechselnd Erz und Holzkohle aufgeschichtet. In der Brust waren Löcher, durch die die Schlacke abließ. Nach Beendigung des Schmelzprozesses wurde die Brust aufgebrochen und die Luppe herausgezogen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde in der Mark der „Hochofen“ eingeführt. Der Ofenschacht wurde höher und geräumiger, die Ofenbrust blieb offen und der Sammelraum für das flüssige Eisen wurde vergrößert. Dadurch brauchte man den Schmelzprozeß nicht dauernd zu unterbrechen; an Zeit und Brennstoff wurde gespart.

Die ältesten märkischen Eisenwerke, von denen uns geschichtliche Urkunden Kenntnis geben, lagen bei Droskau unweit Sorau und bei Dohrilug; sie werden schon um 1200 erwähnt. Der Eisenhammer bei Zehdenitz wird bereits in einer Urkunde von 1438 genannt. Hier wurde besonders Kriegsmunition angefertigt, außerdem aber auch Küchengeräte, Defen, Gewichte usw. In den Jahren 1764 bis 1800 hat diese Hütte über 130 000 Zentner Munitionswaren hergestellt. Der Zehdenitzer Eisenhammer brannte im Jahre 1801 ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Andere bedeutende märkische Hammerwerke, die besonders im 17. und 18. Jahrhundert zu hoher Blüte kamen, waren die zu Peiß, Baruth und der Pleisshammer. Aber auch an anderen Orten der Mark befanden sich Eisenhammer; heute noch erinnern viele Orts- und Flurnamen daran. So Zanzhammer und Hammer bei Landsberg an der Warthe, Zainhammer bei Eberswalde, Hammerleich nördlich von Biesenthal, Hammeral zwischen Falkenberg und Freienwalde und andere mehr.

Im 19. Jahrhundert gingen die märkischen Eisenhämmer allmählich ein. Durch die Fortschritte der Entwicklung in Handel, Verkehr und Technik wurden sie überholt und konnten sich deshalb nicht mehr behaupten. Oft wurden die Anlagen in andere Betriebe umgestalt, oft auch hörte das Werk völlig auf zu bestehen. Nur die erhaltenegebliebenen Namen zeugen noch davon. Sie erzählen von einer heimatischen Industrie, die ihr gut Teil zur gedeihlichen Entwicklung des Landes beigetragen hat.

Frische Fleischbrühe.

In Sachsen fließt die Elbe.

Auf der Elbe schwimmen Schiffe.

„Navigare necesse est“, sagt schon Ringelnatz.

Ich auch.

Da stel mir ein Schild auf, und zwar in der 1. Kajüte eines Elbdampfers.

Das Schild war aus weißem Papptarton gefertigt und mit handgemalten Buchstaben bedeckt. „Frische Fleischbrühe!“

Oh, wo ist die zu haben?

Am Büfett!

Wo ist das Büfett?

In der 2. Kajüte.

Auf, nach der 2. Kajüte.

Hier hockt hinter einem improvisierten Schanktisch die Bekkerin des Unternehmens und verschlingt einen Zeitungroman.

Neben der Theke ein großes, ebenfalls handgemaltes Schild: „Frische Fleischbrühe!“

Ich unterbreche die Lektüre der Wirtin.

Bitte schön, ich möchte eine Tasse Fleischbrühe.“

Die Frau kehrt zurück aus romantischen Gefilden, in die sie sich durch den Autor beziehungsweise die Autorin des Romans hatte tragen lassen.

Und ihre Lippen formen ganz langsam den Satz:

„Was woll'n Sie?“

„Ich möchte eine Tasse frische Fleischbrühe.“

Die Frau lächelt schämig wie über eine Liebeserklärung.

„Fleischbrühe? Mir ham doch geine Fleischbrühe. Wo solln mir denn hier auf'n Wassr Fleischbrühe hernähm? Nein, das duhd mir leid. Fleischbrühe? Die ham mir nie gehabbd.“

„Da hängen aber doch Schilder, wo drauf sieht, daß es hier Fleischbrühe gibl!“

„Was dinn fr Schildr? Mir ham doch geine Schildr...“

„Schilder, wo „Frische Fleischbrühe!“ draufsteht. In der ersten Kajüte hängt eins, und hier hängt ja auch eins!“

„Ah, Si meen die Schildr? Ja, die sinn bloß wähl'n dr Deggoradzohn dal!“

„Wenn Sie keine Fleischbrühe haben, sollten Sie aber auch keine Schilder aufhängen.“

„Jah nuh. Smaach doch enn bessern Eindruck.“

„Das sind ich lustig. Wo Fleischbrühe gibts bei Ihnen nicht?“

„Ree, herr Nachbr, die ham mir nie gehabbd.“

„Da nehmen Sie doch wenigstens die albernern Schilder wegl!“

„Ree, die bleim dran.“

„Warum denn? Das ist doch der reine Schwindel!“

Ree. Das dirfn Se nich saachn. Siff vor alln Dingen, daß mr unfrn guhdn Willn siehd!“

Hans Reimann im 2. Bande seiner „Sächsischen Miniaturen“, die sieben bei Paul Stegmann in Hannover erschienen sind.

Neues Verständnis für die Liebe.

Von R. Francé.

Wer würde hier nicht lesen wollen? Und wer würde nicht zunächst unmutig blicken, wenn er merkt, daß hier nicht ein Dichter spricht, sondern ein Denker und Naturforscher, dem es darauf ankommt, nicht das Angenehmste, sondern das Nützlichste zu sagen über einen Gegenstand, über den wohl die Menschheit am meisten geredet hat unter allen. So viel, daß man vor Meinungen, Hoffnungen und Einbildungen die einfachste Wirklichkeit nicht mehr sieht. Da wäre die allererste Tatsache und Grundlage der Erotik, nämlich jene, daß jede Erfahrung ihre Spur in den lebenden Wesen in einer Form hinterläßt, die es bei öfterer Wiederholung erlaubt, sie wieder hervorzubringen, meist sogar rascher und vollkommener. Man nennt das Gedächtnis und Lernen, und wer wüßte nicht, daß beide sich der Liebe bedienen. Gehe ich auf unsicherem Boden, so falle ich leicht in eine Grube. Wiederholt sich das einigemal, dann wird auch der Dummste sich daran erinnern, vorsichtiger gehen und es lernen, den Gruben auszuweichen. Durch oftmalige Übung wird er schließlich dahin kommen, auch auf dem gefährlichsten Boden sich rasch, unbedünktlich und ungefährdet zu bewegen. So erwirbt man „Eigenschaften“.

Es ist wieder Erfahrungstatsache, daß die tausendertei verschiedenen Eigenschaften, die man erworben hat, sich auf jedes Stückerchen eines lebenden Wesens übertragen. Schneidet man einen Regenwurm entzwei, was geschehen kann, ohne daß es dem Tiere schadet, dann entstehen dadurch zwei Regenwürmer mit allen Eigenschaften und Erfahrungen, die dem einen zukamen. Viele Gewächse, z. B. die Pilze, werfen kleine Stückerchen ihres Leibes ab, die dann wieder zu ganzen Pilzen auswachsen, die dem Mutterpilz in jeder Beziehung gleichen, als Beweis, daß dessen Eigenschaften schon im kleinsten Stückerchen vorhanden sind.

Es ist nun ein einfaches Rechengemmel, daß jeder Lebende die Eigenschaften seiner Nachkommen steigern, zumindest sie vermehren könnte, wenn es ihm gelänge, in ihren Lebensstoff auch die Erfahrungen und Geschicklichkeiten wenigstens eines seiner Mitgeschöpfe aufzunehmen. Wie müßte man das anstellen? Man müßte wohl ein frisches und lebendiges Teilchen seines eigenen Körpers, das dann wieder zu einem Ganzen auswachsen kann, auf das feinste vermischen mit einem ebensolchen aus einem anderen Körper; dann könnte man wohl darauf zählen, daß im „Mischling“ die Eigenschaften beider „A h n r e i h e n“ wohlgemengt vorhanden sind.

Nun das geschieht alle Tage. Man nennt es geschlechtliche Vereinigung, erlebt tausend Tragödien damit, schreibt tausend Romane darum und hat es verkärt mit dem Zaristen, Höchsten, Lieblichsten und Schönsten, was das Empfinden nur ersinnen konnte.

Freilich betrügt der entartete Mensch sein besseres Selbst oft genug um seine eigentlichen Absichten und hat längst aus der „Liebe“ einen Selbstzweck gemacht, ein bloß „mit dem Feuer spielen“ ohne den ernstlichen Willen, sein Geschlecht dadurch edler, reinblütiger, gesünder, begabter zu machen. Aber das in uns wirkende Leben geht auch unbekümmert über die kleine Selbstsucht sowohl wie über die heiligen Wünsche der rein und ernst Liebenden hinweg und läßt in den Kindern nicht bloß die süße Anmut der Geliebten, den hohen Sinn und Mut des Vaters, seine geschickte Hand wieder aufleben, sondern auch die ganze dunkle Geschlechterkette vor ihnen, die Trunksucht des Großvaters, den beschränkten Sinn der Großmutter, den irren Geist irgendeiner Vaterschwester oder die Anlage zur Lungen- schwindsucht, die der Bruder der Mutter besaß. Gespenshaft mischt sich die ganze Verwandtschaft hinein in die verschwiegene Kisse der Hochzeitsnacht, und starr, mit verhäultem Antlitz, segnend und drohend steht eine lange Reihe von Ahnen hinter jedem jungen Paar und drängt sich nach, wenn sich die Türe des Brautgemaches schließt.

Die Menschen wissen es nicht. Sie kennen die wichtigsten Gesetze der Welt nicht, sonst gäbe es nicht so viel Unglück durch die Ehe.

Längst hat aber die Forschung schon einige der wichtigsten „E h e g e s e t z e“ erkannt, und es ist Gewissenlosigkeit oder Unwissenheit, wenn man vor seiner Eheschließung nicht das folgende beachtet.

Zunächst einmal zeige sich, daß die Fortpflanzungs- und Vererbungsgeetze dem Wesen nach für alle lebenden Geschöpfe gültig sind. Nur in den Ausführungsbestimmungen weichen sie voneinander ab; dem Wesen nach läßt sich von dem einen auf den anderen schließen. Die Fortpflanzung vermischt die Eigenschaften bloß rein mechanisch. Wenn ein weißer und ein schwarzer Hase zusammen Junge haben, dann sind die jungen Häslein nicht grau, sondern es gibt ganz weiße, ganz schwarze und geschächte darunter. Kommen keine neuen Eigenschaften in die Geschlechterkette hinein, so scheiden sich nach einigen Generationen wieder die rein weißen und die rein schwarzen aus.

Etwas „Neues“ entsteht somit durch die Fortpflanzung als solche nicht. Man kann sich durch Tätigkeit verbessern, durch Faulheit oder Mißbrauch sich verschlechtern, durch bloße Heirat von Dummtöpfen aber niemals begabte Kinder in die Welt setzen. Wohl aber kann man in den Eigenschaften der Kinder bestimmte Vorfahren ganz rein aufleben lassen. War einmal ein G o t t e oder ein K e m b r a n d t in einer Familie, dann kann es sich immer wieder ereignen, daß so ein Talent aus dieser Familie hervorgeht. Bedingung ist nur, daß das „Blut“ dieser Familie nicht durch ungesunde oder ganz „fremde“ Mischungen herabgewürdigt oder in fremde Richtungen geleitet wird. Das wissen die Pflanz- und Tierzüchter sehr gut und befolgen es bei — Zuderrüben, Edelpferden und Rassehunden auf das genaueste.

Erfahrungssache in dieser Hinsicht sind, daß die Großeltern im allgemeinen häufiger in den Kindern wiederkehren als die Eltern, und daß im allgemeinen sich die Vererbung nicht über das siebente Geschlecht hinaus geltend macht. Das will heißen, daß wenn z. B. in eine Familie ein Neger einheiratet und die Kinder nun immer wieder nur Schwarze oder Weiße heiraten, die Spur der Rassenmischung in sieben Generationen unkenntlich geworden ist. Bis dorthin ist eine vollständige Entmischung erfolgt.

Erfahrungssache ist es auch, daß in reinrassigen Familien und Völkern weniger Reibung, Zwietracht, daher mehr Erfolg und Lebensglück zu finden ist als in gemischten.

Woraus allein schon hervorgeht: Klümmere dich um die Herkunft deines Lebensgenossen! Denke daran, daß die Fortpflanzung eine Bißche der Pandora sein kann! Erforsche die Krankheits- und Familiengeschichte bei dir und deiner künftigen Frau und erinnere dich, daß deine Kinder deinen Eltern und Schwiegereltern mehr gleichen werden als dir.

Diese „Gesetze der Liebe“ müßten in allen Schulen gelehrt werden; jedes Brautpaar müßte sie wissen, und der Staat müßte für ihre Befolgung sorgen, dann ginge die Linie des Volkslebens wieder aufwärts, während sie jetzt steil abwärts steht.

Heimwanderer.

Von Hans Fr. Blund.

Die Fahrgäste erster und zweiter Klasse des großen Amerikafahrers waren schon ausgeboiet, ich kam in Cuxhaven an Bord und fuhr mit den Zwischendeckern die Elbe hinauf.

Schiffbrüche von drüben! Die anderen, denen das Leben gesang, fuhrten die letzte Strecke auf zasselnden Schienen.

Die Rückwanderer hockten schweigend auf Kisten und Kästen und blickten mit großen seifamen Augen über das schmale grüne Land, das auf beiden Seiten näher kriesch.

Ein Alter mit buschigem grauen Haar, ein Landwirt glaube ich, steht neben mir, hält mit beiden Händen die Keeling fest und starrt vor sich in die leise wippenden grauen Wellen, als dürfe er das Ufer nicht sehen. Mitunter atmet er schwer, es klingt wie ein Stöhnen, aber seine Züge sind zufrieden, dabei entlagend und doch voll von einer aufkeimenden Hoffnung. Ich sehe ihm verstohlen ins Gesicht. Das trägt die harte Schrift einer wunderlichen Trübsal, einer Zeit von Kömpfen und Entbehrungen. Aber jetzt liegt Friede darüber, eine glückvolle Ruhe, und aus den verwitterten Brauen sieht mich ein großes leuchtendes Auge an.

Er wendet sich plötzlich zu mir. „Hab noch einen Bruder, Herr, der schrieb, ich sollt' wiederkommen. Konnten uns nicht vertragen, damals vor dreißig Jahren, aber das wird nun wohl anders.“ Er sieht mich wartend an, als müßte ich ihm zunicken, und dann blickt er zum erstenmal groß und versonnen über den Strom, folgt dem dunkelnden Deich und nickt dem Kirchturm zu, der nebelgrau dahinter aufragt.

Eine verhärmte Frau steht auf und tritt dicht neben uns. Sie hat ein Kind im Arm, wiegt es und singt dazu:

„Gen lüttje Deern bin id, — Fien Garn splinn id, —“

Der Alte stößt mich leise an: „Die kommt auch mit dem Lehten zurüd.“ Sie muß es gehört haben, schluchzt leise vor sich hin und wiegt doch weiter und singt dazu, bis der andere tröstend zu ihr hingehet und sie an der Hand faßt wie ein alter Bekannter: „Wird ja nun alles gut, mein Deern, nun sind wir ja wieder zu Haus.“

Ein paar jüngere Leute, die drüben vergeblich Arbeit suchten, starren trotzig vor sich hin, als wollten sie zeigen, wie ungerne sie wiederkommen. Nur mitunter fliegen ihre Blicke ungeduldig und sehnsüchtig nach vorn, ob nicht hinter den Hügeln der erste Turm der Hanse auftaucht.

„Zwei Tag fahr ich, dann bin ich daheim,“ sagte ein Desterreicher. Ein Hamburger brummt etwas und schiebt die Mühe grübelnd in den Nacken. „Ei ja, dann bin ich daheim!“ Der Wiener springt auf und läuft erregt hin und her. „Ja, ja, ja!“ Der andere starrt ihm eine Weile nach und laut die Pfeife von rechts nach links. Seine Züge sind zerrissen, so jung sie sind. Da drängen sich Zwischendecker nach vorn, schreien und winken. Das Ziel kommt näher.

Der Hamburger wartet noch, holt umständlich ein Feuerzeug aus der Tasche und steckt sich die Pfeife an. Dann sieht er ein paar Mat vorsichtig um sich, steht langsam auf und schlendert nach vorn.

Und plötzlich hat er den Desterreicher am Arm gepackt, daß der aufstöhnt und mit tiefer Stimme drängt es sich langsam aus ihm auf:

„Mensch, Mensch, nun ist's so wiet, nu taamt wie wedder na Huus!“ Der laßt ihm ins Gesicht wie ein Kind, all die mutwilligen Falten und Ecken sehen auf einmal. Dann sieht er den anderen erstaunt von unten an: „Na Kerl, du heulst doch nicht gar, wo du heimkommst?“

„Dummes Zeug,“ sagt der Hamburger, fährt mit der Hand über die Augen und starrt mit verwunderten Blicken nach vorn.

Vorn hoch über dem dunklen Rauch der Stadt glimmen und leuchten die Türme der Hanse, grün und golden im Abend.

Wissen und Schauen

Brehms Löwin. Der König der Tiere ist durchaus nicht die grimmige und unabhäre Bestie, für die wir ihn gewöhnlich ansehen. Er kann ein gutmütiger und liebenswürdiger Genosse des Menschen werden. Der denkwürdigste Beweis dafür sind die Erfahrungen des großen Tierheimers und Tierfreundes A. E. Brehm mit seiner Löwin Bachida, die er selbst in dem bei Reclam, Leipzig, neu erschienenen, die löwenartigen Raubtiere behandelnden Teil seines Tierlebens erzählt hat. Die Löwin, die einer seiner Freunde zum Geschenk erhalten hatte, gewöhnte sich in kürzester Zeit auf dem Hofe ein. „Bald folgte sie wie ein Hund,“ schreibt er, „lebte mich bei jeder Gelegenheit und wurde bloß dadurch lästig, daß sie zuweilen auf den Einsatz kam, mich nachts auf meinem Lager zu besuchen und dann durch ihre Lieblösungen aufzuwachen. Nach wenigen Wochen hatte sie sich die Herrschaft über alles Lebende auf dem Hofe angeeignet, jedoch mehr in der Absicht, mit den Tieren zu spielen als um ihnen ein Leid anzutun. Die meisten Tiere behandelte sie mit dem größten Uebermute und neckte und ängstigte sie auf jede Weise. Ein einziges Tier verstand es, sie zu bändigen; dies war ein Araber, der ihr, als sich beide Tiere kennen lernten, mit seinem gewaltigen Keilschnabel zu Leibe ging und sie dergestalt verprügelte, daß sie ihm, wenn auch nach langem Kampfe, den Sieg zugeschieben mußte. Oft machte sie sich das Vergnügen, sich nach Kagenart auf den Boden zu legen und einen von uns auf das Korn zu nehmen, über den sie dann plötzlich herfiel wie eine Kasse über die Maus, aber nur in der Absicht, uns zu necken. Gegen uns benahm sie sich stets liebenswürdig und ehrlich. Falschheit kannte sie nicht. Selbst als sie einmal gezügelt worden, kam sie schon nach wenigen Minuten wieder und schmeigte sich ebenso vertraulich an mich wie früher. Ihr Zorn verbrauchte augenblicklich, und eine Lieblösung konnte sie sogleich befähigen.“ Brehm fuhr mit der Löwin nach Kairo, wo er sie an der Seine spazieren führte, dann kam sie in den Berliner Zoo, und er sah sie zwei Jahre nicht wieder. Die Wiedersehungs- und Erkennungsszene schildert er folgendermaßen: „Eine Gruppe Neugieriger stand vor Bachidas Käfig, als ich mit einem Freunde mich näherte. Man warnte mich, nicht zu nahe zum Käfig zu gehen, allein ich beruhigte die Besorgten, indem ich sagte, daß ich die Gewalt habe, Tiere durch den Blick meines Auges zu bändigen. Und wirklich war das höhnische Gelächter, das die Entgegnung dieser Worte war, zu früh, denn der Erfolg befähigte, was ich erwartet hatte. In der völlig veränderten Kleidung, in der ich vor Bachida dastand, erkannte sie mich zwar nicht sofort, allein beim ersten Wort, das ich an sie richtete, lauschte sie hoch auf, ihre Augen funkelten, sie legte sich wie zum Sprunge zurecht und lauschte nochmals. Und als ich dann wie in alten Zeiten zu ihr sagte: „Bachida, ja Bachida, habibti, tes chafot, tes salamtak?“ das heißt, als ich sie begrüßt hatte in der Sprache, in der man zur Freundin redet, da war Bachida mit einem Satz am Gitter und reichte mir beide Branten. Ich gab ihr furchtlos die Hand, sie zog sie an sich, legte sich nieder und auf den Rücken, wie sie zu tun pflegte, wenn sie sich recht glücklich fühlte, und ließ sich streicheln und hätscheln wie in vergangenen Tagen.“

Naturwissenschaft

Freund Dachs. Um die Zeit der Kartoffelernte steht unser Dachs bei den Landleuten nicht in gutem Rufe. Sein Tisch ist um diese Jahreszeit reichlich gedeckt, und er lebt in großer Schwelgerei. Abgefallenes Obst, Insektenlarven und Mäuse sind in Hülle und Fülle vorhanden. Besonders liebt er die fetten Engerlinge, die er an den Kartoffeln massenhaft findet. Da das Graben auf den Kartoffelfeldern eine leichte Arbeit ist, sieht so ein Stück Land, an dem die Dachs sich nächtlich betätigt haben, am nächsten Morgen nicht gerade schön aus. Der Landmann äußert sich dann sehr unfreundlich über den Schädling und Böfewicht. Aber mit Unrecht, denn er frisst keine Knollen, er liest nur die Engerlinge ab, die sich an den Knollen gütlich tun wollen. So teilt der Dachs das Schicksal anderer nützlicher Tiere, die verkannt werden, der Eulen und der Maulwürfe, denen man jetzt um des Mode gewordenen Felles willen nachstellt, sowie auch der Kröten, die man beschuldigt, Erdbeeren zu naschen, während sie an den Pflanzen nur die schädlichen Nacktschnecken abfressen. Auch der Dachs ist besser als sein Ruf.

Gesundheitspflege

Schmerz verheizen. Die alten Spartaner erzogen ihre Knaben zur Nachahmung des Schmerzes, und wenn wir auch heutzutage nicht mehr von der Jugend derartige Wunder des Willens verlangen, so ist doch auch heute noch das „Schmerzverheizen“ nicht nur den Knaben, sondern jedem zu empfehlen, der im Kampf gegen körperliche Leiden Sieger bleiben will. Ueber die Notwendigkeit der Selbsterziehung zur Bekämpfung des Schmerzes und über die Grenzen, die dieser Stählung des Willens gesetzt sind, spricht Dr. W. Schweisheimer in der „Leipziger Illustrirten Zeitung“. Durch methodische Gewöhnung kann man es dahin bringen, die Schmerzäußerungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Der starke Wille, Schmerzen nicht zu beachten, läßt diese sofort geringer erscheinen, und auch die Ablenkung der Aufmerksamkeit auf andere Dinge setzt die Schmerzempfindung herab. So lassen sich Schmerzen

aushalten, indem man sein Denken systematisch auf andere Dinge lenkt. So sehr nun das Schmerzverheizen zur Erziehung eines kräftigen und gesunden Geschlechts gehört, so ist es doch auch vielfach ein großes Unrecht, am falschen Ort die Schmerzen zurückzudrängen. Der Schmerz ist von der Natur als Warnungssignal eingesetzt; er führt Besserung herbei. Ein Schmerz im geschwollenen Hals z. B. behindert das Schlucken von Speisen und läßt dadurch das entzündete Gewebe in Ruhe. Der Schmerz bei Sehnenentzündungen oder Knochenbrüchen zwingt, das betreffende Glied von jeder Bewegung fernzuhalten, und durch diese Ruhigstellung tritt Heilung ein. Man muß daher den Schmerz nicht nur zurückdrängen, sondern auch auf ihn achten, und erst, wenn man die Ursache kennt, darf man den Warner unter Umständen gering schätzen. Der Gedanke manches Knaben, unter keinen Umständen sich dem Schmerz hinzugeben, kann zu schweren Schädigungen führen. Ein Knabe etwa, der seine heftigen Leibschmerzen verheizt, der dann plötzlich zusammenstürzt und bei dem ein Durchbruch des entzündeten Blinddarms in die Bauchhöhle festgestellt wird, hätte, wenn er früher der Warnung des Schmerzes gefolgt wäre, zur rechten Zeit operiert werden können. „Bei aller Erkenntnis der Notwendigkeit unverweillicher Erziehung,“ schließt Dr. Schweisheimer, „wird der Arzt doch sagen müssen: lieber einmal am unrichtigen Ort klagten, als durch Verheizen von Schmerzen am falschen Ort schwere Schädigung herbeiführen!“

Völkerkunde

Ein nordamerikanisches Ilon. Als die Weißen nach Amerika kamen, war die nördliche Hälfte ausschließlich von Jägervölkern bewohnt. Größere Staatenbildungen mit städtischer Kultur hatte man nur weiter südwärts, in Mexiko, Mittelamerika, Peru. Es mehren sich aber die Anzeichen, daß in früheren Jahrhunderten auch der Norden zeitweilig von höher kultivierten Völkern bewohnt gewesen ist. Man findet Ruinen von ziemlich großen Ansiedlungen, von Städten, die mehrere Tausende von Bewohnern gezählt haben müssen. Im Auftrage des Smithsonian-Instituts, der großen amerikanischen Akademie, hat kürzlich W. E. Myer in den Schiefen des Harpeth River bei Kingston Springs in Tennessee die Trümmer einer solchen alten Stadt untersucht. Die Stadt war offenbar unter Benutzung eines natürlichen Hügels angelegt worden, den man aber durch menschliche Nachhilfe in eine regelmäßige Terrassenform gebracht hat. Drei Terrassen lassen sich unterscheiden, die mit Schanzen aus Lehmziegel umgeben waren. Auf diesen Schanzen haben hölzerne Türme gestanden, aber diese sind vom Feuer zerstört. Man findet nur noch verkohlte Reste, auch von Geweben. Alles ist sehr alt, nichts aus der Zeit nach dem Eindringen der Europäer. Die Indianer von Tennessee kannten die Ruinen, wußten aber weiter nichts davon zu berichten, als daß ihre Vorfahren das schon alles so vorgefunden hätten, als sie in das Land einwanderten. Es hat sich auch seither kein Mensch mehr um die Ruinen gekümmert, nur in einem alten Buche fand Myer eine Mitteilung über die verlassene, stille Stätte. Der Ort wurde nun von einem Luftschiff aus photographisch aufgenommen, und an mehreren geeigneten Stellen fanden Ausgrabungen statt. Wie der Ort und die Station hieß, und welche Tragödie zu der Zerstörung der vielleicht nicht unbedeutenden Kultur geführt hat, darüber hat man nicht die geringste Kunde.

Himmelskunde

Ursprung des Wasserstoffs im Weltraum. Geraten Eisenstücke aus den sogenannten vorderen Teilen der Eisenmischstraße in den begrenzten Schwerbereich der Sonne, so schmilzt ein Teil in Sonnennähe, der andere gelangt als Ganzes in die Sonne, verdampft aber nicht sofort, sondern umgibt sich mit einer aus den Sonnenbaustoffen bestehenden hinsteinartigen Schaumstoffkruste, die das Zusammenfließen des eingeschlossenen Eisens verhindert. Durch Einsturz eines neuen Soliden oder metallisch erdigem Meteors beginnt die Entwicklung des Wasserdampfes und Schaffung eines Auspufftrichters nach der Sonnenoberfläche. Infolge der Berührung der Trichterwände mit den Weichgütern der Sonnenphotosphäre erfolgt nun eine Spaltung des Wasserdampfes in Sauerstoff und Wasserstoff, ersterer bleibt im Ringwirbel der Trichterwandgase gebunden; letzterer aber entweicht und ist jedem Sonnenbeobachter wohl vertraut. Unberührt bleibt nach Fischer („Rätsel der Tiefe“, S. Volkländer Verlag Leipzig) der hochdrucke Dampf im Innern des Trichters und wird schließlich als Dampfstrahl in Gewanden von circa 270 Grad geschleudert, bringt die dortigen Dampfbläschen zum Gefrieren und wird so als Koronastrahl sichtbar, nämlich als Koronastrahlabbläsung in Form von Eisnadeln, welche wir als Zirruswolken kennen. Durch die Druckwelle eines solchen Auspuffes aus der Sonne werden also die obersten aus Wasserstoff bestehenden Luftschichten auseinander gelassen. Sie werden aber auch durch die Anziehungskräfte des Mondes in Höhen emporgerissen, in denen diejenigen der Erde nicht mehr ausreichen, um das Ausdehnungsbestreben des Gases zu überbieten, um es festzuhalten. So erfolgt nun ein Abströmen des Wasserstoffes in den Weltraum und durch die Gasflucht eine Luftverdünnung und begünstigte Luftverarmung der Erde. Dort, wo sie am größten ist, herrscht auch Wasserarmut, hier liegt die Zone des Eisgürtels. Hier tritt die grimmigste Weltraumkälte ein, steht die Wiege einer Eiszeit. Mit Mondannäherung in den Gebieten des Eisgürtels tritt Luftverdünnung ein und damit ein Eindringen der Weltraumkälte in die Erdbühne.